



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Volkstümliche und landschaftliche Erzählungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Volkstümliche und landschaftliche Erzählungen



Schon öfter haben wir darauf hingewiesen, wie fruchtbar an Motiven für den dichtenden Erzähler das besondere Leben der einzelnen deutschen Stämme und Gegenden ist. Der Leser achtet mit Interesse auf die abweichenden Züge eines andern Landschaftsbildes und die Menschen, die sich darin bewegen, und ein bestimmtes, wirkliches Stück Natur verlangt eine frische und kräftige Schilderung. Das ist wohlthuend gegenüber dem konventionellen Gesellschaftsroman, der in jede Stadt verlegt werden kann, ohne daß sich die darin auftretenden Menschen wesentlich anders geberden: sie sind immer ziemlich gleich, der Schliff des höhern Lebens hat die landschaftlichen Besonderheiten verwischt. Oder der Erzähler, der nur auf diesem Boden beobachtet, hat nicht mehr die Fähigkeit, Unterschiede wahrzunehmen. Es ist also wohlgethan, daß er sich dahin begiebt, wo er seine Kraft auffrischen und seinen Blick stärken kann, unter die natürlichen Menschen einfacherer Verhältnisse, in die freie Luft, aufs Land. Dieser Zug nimmt in unsrer erzählenden Litteratur offenbar zu. Oft geht er geradezu ins Derbe und hat seine Lust am Rohstoff: wir sehen es ja fast täglich, worin sich die neueste Prosa und die neueste Malerei am liebsten finden und am besten verstehen. Aber es ist nicht nötig, daß alles, was vom Erdboden kommt, gleich wieder zu Schmutz wird; jeder findet ungefähr das, wonach er sucht, und Liebhaber des Bodensatzes finden bekanntlich unter der Kulturoberfläche unsrer großen Städte so reichlich, was ihnen Freude macht, daß sie darum nicht aufs Land zu gehen brauchen. Kurz, neben dem Unterschied des Stoffgebiets besteht eine Verschiedenheit der Auffassung. Die Richtung des Blicks, die Art der Beobachtung, die Form der Darstellung, also die Person des Schriftstellers prägt den Stoff bald so, bald anders. Wir wollen das an einigen neuen romanartigen Erzählungen von bestimmtem landschaftlichem Charakter verfolgen.

Zehn ganz kurze und im Ausdruck sehr kräftige Skizzen aus dem Bauernleben des westlichen Mitteldeutschlands von Wilhelm Schäfer haben den Titel: Die zehn Gebote, Erzählungen des Kanzelfriedrich (Berlin, Schuster und Loeffler). Das Verhältnis der Erzählungen, die einem Bauern in den Mund gelegt werden, zu den zehn Geboten stellt sich so, daß der Pfarrer und

der rechtgläubige Schulmeister ins Unrecht gesetzt werden, daß gegen ihre buchstäbliche Auffassung des Christentums ein Konflikt herbeigeführt wird, in dem die Gegenseite, der Bauer mit seiner natürlichen Anschauung, Recht bekommt. Die Tendenz ist ja nicht neu, und sie wird vielen zusagen. Wir wollen uns wenigstens nicht durch sie stören lassen und uns an der guten Beobachtung und der deutlichen Schilderung erfreuen, die von einer nicht gewöhnlichen Begabung zeugen. Eine einzige Erzählung, die letzte, ist abgeschmackt und ganz unwahrscheinlich, alle andern behandeln Dinge, die vorkommen können, jeder von uns hat ähnliches erlebt, einige sind ganz vortrefflich: Vom langen Franz, Der Fiskusbauer, Der Mahlknecht. Weil es nun aber dem Kanzelfriedrich gefallen hat, seine Weisheit an den zehn Geboten aufzuhängen, so müßte es auch seinen Lesern möglich sein, sie stückweise von ihrem bestimmten Haken herunterzunehmen, und gewiß giebt es kaum einen, der auf dieses Spiel des Verstandes als Zugabe zu der Unterhaltung verzichtete und nicht den Versuch machte, die einzelnen Gebote in den Erzählungen wiederzufinden. Die ersten sechs Gebote und das achte wird er finden, das siebente kaum (Der Mahlknecht?), die letzten zwei überhaupt nicht, und doch sind es zehn Geschichten, wovon also zwei ohne ihr Gebot bleiben, wenn wir recht gesehen haben. Vielleicht erhöht es für manchen Leser den Reiz der Unterhaltung, das nachzurechnen. Ob es aber der Verfasser beabsichtigt hat, ihm solche Freude zu bereiten? Da wo der kopfhängerische Pate aus dem Wuppertal den langen Franz schildert, daß er seiner Mutter ein besondres Stübchen gemauert hat, damit sie nicht mit seiner jungen Frau zanke, daß er sie nicht zu sich an den Tisch nehme, wie es Christenleuten gezieme, sondern sie allein essen lasse, da fragt er den jungen Ehemann und seine Frau: ob sie nicht in der Schule oder im Konfirmandenunterricht, denn in der Schule würde ja nichts als neumodische Gottlosigkeit gelehrt, ob sie da nicht das fünfte Gebot gelernt hätten? Mit Verlaub, Herr Kanzelfriedrich, das hat der Pate nicht gesagt. Und früher hätte einer, der über die zehn Gebote schreiben wollte, auch vorher nachgeschlagen, wenn er nicht mehr recht wußte, was drin stand, aber die Menschen wußten es auch, denn es gehörte mit zur allgemeinen Bildung. Vielleicht hat aber auch schon der Kanzelfriedrich nicht mehr recht gewußt, wo und wie, als er die einzelnen Haken zum Anhängen suchte, denn mag sein Bauernkostüm auch schön echt und alt sein, seine Seele neigt doch stark zur „Moderne,“ und die vorhin erwähnte Tendenz drängt sich massiver vor, als es für die Stimmung eines Kunstwerks gut ist.

Ebenso gut im Ausdruck und in manchen Beziehungen sehr ähnlich diesen kleinen Erzählungen ist ein ausgeführter Roman aus dem Schweizer Leben (deutscher Text), höchst charakteristisch für Sitte, Denkweise und Äußerungsart: Das neue Gewissen von Adolf Boegtlin (Leipzig, S. Haessel). Verstanden ist unter der Fassung des Titels die ganz praktische und auf das Diesseits

bezogne Lehre des Christentums, die sich manchmal gegen die „alte,“ die den Zweck ins Jenseits setzt, auflehnt und von einem vortrefflichen Dorfpfarrer vertreten wird. Hören wir ihm eine Weile zu. „Sedenfalls dürfen wir unser wirkliches Leben nicht so einrichten, als ob unsre Hoffnungen sich im jenseitigen erfüllen müßten. Wer das thut, giebt das blühende wirkliche Leben preis zu Gunsten eines schattenhaften, eingebildeten. Und könnte es denn im Sinne des Schöpfers gelegen haben, uns das schöne Leben zu geben, damit wir es verträdeln und verplempern, anstatt es so vielseitig und so lange als möglich auszunützen?“ Von der Kanzel herab straft er ein Gemeindeglied mit den Worten: „Wenn der, von dem die Rede ist, einen Fehler begangen, so können wir uns denken, daß er unter der Behandlung, die ihm seitdem zu teil geworden, genugsam gelitten und gebüßt hat; aber auch sonst wird sich Gott an ihm erweisen, da jede Schuld sich auf Erden rächt.“ — „Im Himmel,“ unterbrach ihn einer von den Ältesten. — „Ach, entgegnete der Pfarrer ruhig, fast wehmütig, meinethwegen im Himmel. Aber wer weiß, ob es ohne die Verheißung des jüngsten Gerichts und der Seligkeit im Himmel nicht besser stünde auf Erden? Wie viele stumpfen sich gegen ihre bessern Regungen und Gewissensbisse ab, quälen ihre Nächsten, versäumen es den Notleidenden mitzuteilen und für das Wohl der Gesamtheit zu arbeiten, beständig von dem erfahrungslosen Gedanken beherrscht, daß die, die auf Erden Steine gekaut, im Himmel Honig essen werden? Wenn sie ans Umgekehrte und an einen Ausgleich vor dem ewigen Richter wirklich glaubten, so würden sie schleunig ihren Honigtopf den Armen überlassen und Steine kauen, um auf diese Weise ein kurzes und bittres Erdenleben gegen eine lange und süße Seligkeit einzutauschen. Es steht also dem Glauben, daß einst die Menschheit einer seligen Verklärung auf Erden entgegengehe, nichts im Wege, und wir haben den herrlichen Trost, daß wir, indem wir aufrichtig an unsrer Verbesserung arbeiten und das höchste Gebot der Christenliebe am Nächsten erfüllen, auf Erden ein schönes, reines Leben führen können, das wert ist, gelebt zu werden, ohne daß wir uns zu grämen und zu härmen brauchen über die Endlichkeit desselben und den Gedanken, daß alles Staub werde. Denn Staub werden wir ja nicht, sofern wir jenes Gebot erfüllen: Wir haben gesäet, und die Saat wird aufgehen. Wir leben in dem, was nach uns kommt.“ Wahrscheinlich hat schon mancher von uns solch einen Pfarrer angetroffen, wir verstehen es, wie er seinen ebenso praktisch empfindenden Gemeindegliedern raten und helfen kann, begreifen aber auch, daß sein „neues Gewissen“ nicht für alle Anforderungen seines geistlichen Berufes ausreicht, sodaß er am Schluß des Buches in die Kantonshauptstadt zieht und dort ein tüchtiger Schulprofessor wird. Aber vorher schildert uns der Roman sein Wirken unter den Leuten des Dorfes. Die Hauptpersonen sind ein armer, sehr tüchtiger Häuslingssohn und seine Braut und spätere Frau. Sie wird von dem reichen Sonnenwirtssohn ver-

geblich umworben, und dessen Schwester möchte und soll nach dem Wunsche der beiderseitigen Eltern den jungen Häusling heiraten, sodaß es dann zwei Paare gäbe zur Zufriedenheit aller, mit Ausnahme der beiden Hauptpersonen, die nicht von einander lassen wollen. Praktisch angesehen, ist das nicht sehr vernünftig, denn er hat nichts, und sie nicht viel mehr, während auf die andre Weise, wenn jedes von ihnen sich mit einem Sonnenwirtsfinde zusammenthäte, Reichtum zu Armut käme und diese Güterverteilung das Fortkommen der beiden künftigen Familien aufs beste verbürgen würde. Man könnte es verstehen, wenn der Pfarrer, der das Vertrauen des jungen Mannes besitzt, sich mit seiner diesseitigen Lebensklugheit für das praktisch Klügere entschiebe, zumal da der Jüngling sich durch ein seiner kürzlich verstorbenen Mutter gegebenes Versprechen in seinem Gewissen gebunden fühlt, die wohlhabende Sonnenwirs-tochter zu heiraten und dadurch zugleich für die Zukunft seiner kleinen Geschwister zu sorgen. Dann wäre die Geschichte leicht zu Ende gebracht. Aber der junge Mann liebt mit dem Herzen nur das arme Mädchen, und der Pfarrer entscheidet die Gewissensfrage dahin, daß ihn zwar keiner von dem gegebenen Versprechen lösen könne, daß er sich aber selbst aus eigener innerer Kraft, wenn er fühle, daß seine Liebe stark genug sei, zu einem „neuen“ Gewissen durcharbeiten müsse. Und auf dieses Ziel hin führt nun eine ganz vortreffliche, Teilnahme erweckende und spannende Schilderung sowohl der Seelenzustände als der äußern Verhältnisse und vielfachen Hindernisse, die in schweren Kämpfen überwunden werden müssen. Anstatt die Fabel des Stücks, die ihrem Kerne nach hiermit gegeben ist, zur Unterhaltung des Lesers näher auszuführen, wollen wir lieber versuchen, darzulegen, worauf die besondere und in manchen Stücken ganz neu erscheinende Schilderkunst des Verfassers beruht, die dann hoffentlich der Leser aus dem Buche selbst heraus auf sich wirken lassen wird. Einen großen Raum nehmen die Vorkommnisse des täglichen Lebens ein, sie werden ruhig, ausführlich und mit der etwas gespreizten Wichtigkeit erzählt, die das Volk seinen Handirungen beilegt. Man sieht die Menschen fast darin aufgehen, und der Held des Romans findet dabei seine Stelle. Jahrmarkt, Ernte, Leichenschmaus, militärische Übung, das Graben einer Wasserleitung machen das Leben der Dorfleute aus, dahinter scheint manchmal der Seelenroman etwas verloren zu gehen, aber dann kündigt er sich plötzlich wieder an, und zwar wird hier alles eigentlich sentimentale auf das Notwendigste beschränkt und dafür ein schlichter Ausdruck der Empfindung gewählt. Wir bekommen dadurch die Vorstellung von wahren und erlebten Vorgängen. Aber die Menschen sind keineswegs, wie man denken könnte, von der Beschaffenheit, daß wir keinen Anteil an ihrem Ergehen nähmen. Viele von ihnen, ja — die Schweizer haben ja leicht etwas nüchternes, was zum Rechnen und Zählen neigt, und solche bilden hier auch das „Milieu,“ wodurch der landschaftliche Charakter treu hergestellt wird. Auch der Pfarrer ist eine

Figur, für die sich trotz aller seiner Tüchtigkeit keiner erwärmen wird, aber er ist echt. Der junge Mann aber ist menschlich interessant. Als er schon verheiratet ist, drängt sich störend in seine Liebe das Bild der verstorbenen Mutter, es scheint das Glück unmöglich zu machen, die Beschreibung der Seelenvorgänge nimmt hier sehr starke Farben an. Mit solcher Deutlichkeit wird sonst nicht leicht von Dingen gesprochen, die man gewöhnlich nur erraten läßt, und das ist eine Art von Realismus, die ich als neu in der Litteratur bezeichnen möchte, und die wohl etwas mit der landesüblichen Ausdrucksweise zusammenhängt. Bei Gottfried Keller findet sich auch dergleichen. Es ist durchaus zu unterscheiden von dem, was künstlich herbeigeht und reizen soll und darum unanständig ist. Hier, wo es natürlich ist, wird es doch mit großer Kunst verwendet, und es thut seine Wirkung, es ist sogar, um ein vielgebrauchtes Wort anzuwenden, das bedeutende an diesem Buche. Mancher wird diese Partien verb finden und ein solches Aufdecken der Natur für unzulässig erklären. *Tous les sentiments naturels ont leur pudeur*, heißt es einmal bei Frau von Staël. Trotz diesem Erröten läßt sich aber die Kunst nicht abhalten, sich mit ihnen zu beschäftigen. Wir haben uns gewöhnt, dem Dichter mehr zu gestatten als dem Prosaisker, und darin, daß dieser Schriftsteller das fragliche Etwas in ganz kühler Beleuchtung zeigt, liegt für uns die Besonderheit. Wir haben bei einzelnen seiner Landsleute ähnliches gefunden, was wir lieber vermißt hätten. Hier scheint uns aller Anstoß vermieden und die Grenze des in der deutschen Sprache Sagbaren noch ein wenig erweitert worden zu sein. Darum die lange Umschreibung, die vielleicht den Zweck erfüllt, den Leser auf das „Ding an sich“ neugierig zu machen. Noch eine Kleinigkeit: aus dem „dritten“ Korintherbrieife konnte der Pfarrer keinen Text für seine Leichenpredigt nehmen!

Wenn wir in diesem Zusammenhange noch kurz von einer ebenfalls volkstümlichen ältern Erzählung sprechen, die sich mit dem Bürgertum einer bestimmten deutschen Landschaft beschäftigt, so geschieht es, weil ihr verdienstvoller Verfasser im Vorwort der neuen Auflage seine Kritiker ermahnt, nicht unnötigerweise zu tadeln, was anders sein könnte, und weil er dadurch unwillkürlich nachdenkende Leser darauf hinführt, sich klar zu machen, was denn wohl an seinem Buche anders sein mag, als an denen, die heute geschrieben werden. Unseres Herrgotts Kanzlei, d. h. Magdeburg im Kampf gegen die Katholischen zur Zeit des Augsburger Interims (1550), war das Erstlingswerk von Wilhelm Raabe (1862). Daß es jetzt in dritter Auflage erschienen ist (Magdeburg, Kreuz), zeugt hinlänglich von seiner Lebenskraft. Auch die Anlage des Ganzen könnte bei einem derartigen Roman heute nicht anders gemacht werden: inmitten des breit geschilderten städtischen Lebens und des Kriegstreibens knüpft sich ein Liebesbund zwischen dem Ratsherrnsohn Markus Horn und der Jungfrau Regina Lotther. Gleichzeitige Berichte

werden benutzt, hie und da auch ein wenig in der Erzählung ihre Redewendungen nachgeahmt, von Geschichtsdaten und Ortsbeschreibung wird reichlich Gebrauch gemacht. Das Antiquarische war bei dem zeitlich zurückliegenden Stoffe nicht zu umgehen, und abgesehen von dem Lehrhaften, das dadurch in die Erzählung gekommen ist, findet sich viel menschlich schönes, was von der Zeit unabhängig ist, und manches darunter, was sehr ergreift. Auch ein verwöhnter Leser wird die Empfindung haben, daß ihm hier ein vortrefflicher historischer Roman, nicht nur an Inhalt und Gedanken, denn die verstehen sich bei Raabe von selbst, sondern auch in der Kunstform geboten wird. In der für solche Bücher üblichen Form hat sich allerdings im letzten Menschenalter einiges gegen früher geändert. Das jetzige Geschlecht lebt schneller, es will auch schneller erzählt haben, mehr konzentrierte Eindrücke, nicht so chronikartig gemächlich und ausführlich, daß selbst die Schrecken des Krieges noch harmlos unterhaltend, aber nicht schrecklich wirken; wer so etwas wirklich erlebt, der verliert die Aufmerksamkeit auf Nebendinge, und die Haupteindrücke stürmen so schnell auf ihn ein, daß er sie kaum fassen und schnell genug in Worten wiedergeben kann. So ist es auch mit der Ortschilderung: die moderne Beschreiberkunst sucht wenige Hauptpunkte dem Unkundigen durch Vorstellung klar zu machen, bei Raabe müßten wir, um die Vollständigkeit seiner Beschreibung zu genießen, Magdeburg in seinen Einzelheiten kennen oder auffuchen, und wer weiß, ob uns dazu Magdeburg interessant genug wäre? Mit andern Worten, der moderne Schilderer wird wohl seine zufällig erworbenen Neigungswerte nicht so unmittelbar dem Leser darbieten; das Lokale wirkt kräftiger, wenn es auf seine wesentlichen Merkmale zusammengedrängt wird.

Diesen anschaulichen, im besten Sinne lokalen Charakter haben Ferdinand von Saars Novellen aus Österreich (Erster Band, Heidelberg, Georg Weiß). Der Verfasser, ein ehemaliger Offizier, ist ein welterfahrener Mann von einer ernsten und tiefen Lebensauffassung, ein bewährter Schriftsteller, dem das Wort in vielen Tonarten zu Gebote steht. Man kann Land und Leute und den Kulturzustand des Gesellschaftskreises, mit dem er sich beschäftigt, wirklich aus diesen Lebensbildern kennen lernen. Er liebt nicht die neueste Welt der geadelten Industriellen und der jüdischen Finanzleute, über die uns andre ja ganze Romane zu schreiben pflegen. Er kennt sie, und sie erscheinen bisweilen bei ihm im Hintergrunde. Sein Herz lebt in dem Österreich, das durch die großen Fehler seiner Regierenden in die Niederlagen von 1859 und 1866 geführt wurde, das dann sich zu erneuern und zu verjüngen suchte mit Erfolgen, aber auch unter Enttäuschungen, die das Erbteil früherer Mißgriffe waren. Das ist der ernste Hintergrund, der oft recht deutlich hinter den feingestimmten Bildern aus dem Leben sehr verschiedner Gesellschaftskreise hervortritt, am ergreifendsten in *Vae victis*, worin ein junger, talentvoller General zum Selbstmord getrieben wird durch die Intriguen seiner aus einer Finanz-

familie stammenden Frau, die mit ihrem Liebhaber, einem einflußreichen Parlamentarier der nach 1859 herrschenden liberalen Reformpartei, ausgemacht hat, daß ihr Mann keine Zukunft mehr habe. Besonders kunstvoll ist eine Erzählung in Briefen (Marianne) aus dem Leben kleinbürgerlicher Leute, die sich fast ganz in dem Gärtchen der Mietkaserne abspielt, wo der Erzähler ein Zimmer bewohnt. Sodann: Die Steinklopfer, eine Geschichte zweier Arbeiter an der Semmeringbahn, ganz wahr und schonungslos im Detail und zunächst so hoffnungsarm, daß man sich fragt, wozu denn das Ganze erzählt wird. Aber es hat nichts von der Widerwärtigkeit an sich, worin sich heute die Erzähler solcher Geschichten aus dem täglichen Leben des niedrigsten Volkes nicht genug thun können, und der Schluß ist versöhnlich. Der Band enthält noch fünf weitere Novellen. Den meisten ist in der Form eigentümlich, daß der Erzähler mit auf den Schauplatz der Handlung tritt. Aber abgesehen davon: sie haben alle, um dieses Modewort hier einmal zu gebrauchen, eine persönliche Note. Und die Persönlichkeit ist, was keineswegs immer der Fall ist, wo man das Wort anwendet, dem Leser sympathisch. Sie hat viel Gemüt und ist nicht im mindesten blasirt, obwohl sie vieles durchgemacht hat.

Und nun kommen wir zu einer Königin unter ihren Genossinnen, einer zum vollständigen Roman ausgeführten landschaftlichen Erzählung von Sophus Baudiz: Wildmoorprinzess, übersezt von Mathilde Mann (Leipzig, Grunow). Wie prächtig und echt wird da Sütland geschildert mit seiner welligen braunen Heide und dem weitgedehnten Grünland, mit den tüchtigen, ernstern, etwas schwerfälligen und manchmal auch schwermütigen Menschen auf den Bauerstellen und Gutshöfen, ihr gesundes und meist auch befriedigendes Leben, in das aber schon die Wetterzeichen der städtischen Überkultur von Kopenhagen her hereinleuchten. Allerlei Gestalten laufen hin und her zwischen den Gütern, mit deren Besitzern sich der Roman beschäftigt, die nicht hingehören auf diesen Boden, und die nun Verwicklungen einleiten, teils zum Guten, teils aber auch zum Bösen. Manche darunter sind auch nur komische Figuren, wie der zum Bauern gewordne frühere Stadtkrämer oder der Amtsrichter mit der goldnen Treffenmütze, der seiner Ansicht nach zu vornehm ist für diesen Aufenthalt. Auf einem Gute, zu dem ein großes Wildmoor gehört, wohnt die nach ihm benannte, ein höchst begabtes und ganz natürliches junges Mädchen mit einer prächtigen alten Tante und einem nicht ganz für voll geltenden Onkel. Ihre Eltern sind lange tot, das Gut ist mit Hypotheken überlastet, sie selbst wird von einem jungen Grafen von einem Nachbargute umworben, und wenn sie den nähme mit seinem vielen Gelde und seinem überaus braven, treuen, neuseundländerartigen Gemüte, so hätte Tante Rosa keine Sorgen mehr. Aber dem anmutigen Wildfang ist der Graf nicht interessant genug, und die Sorgen steigen immer drohender auf. Der Verkehr zwischen den beiden Gütern geht weiter. Ein Ingenieur aus Kopenhagen, ein

kluger Mann aus einem wohlhabenden Hause, der in der Gegend mit Vermessungsarbeiten beschäftigt ist, interessiert sich für das Gut, das eigentlich, wie er meint, seinen Vorfahren zugekommen wäre, und es kommt darüber zwischen den jetzigen Inhabern und ihm zu allerlei gereizten Unterhaltungen. Ein alter Hauptmann außer Dienst, ein großer Naturfreund und Jäger, ein ehemaliger Verehrer von Tante Rosa und ebenso originell und voller Humor wie sie, reitet zwischen allen diesen festen Punkten hin und her und verbindet die Menschen, deren Leben er aufs genaueste kennt, mit einander, wie der Postbote, nur daß er dabei noch etwas die Vorsehung, und zwar mit Geschick und Erfolg, ergänzt. Er ist der Pate der Wildmoorprinzessin und möchte ebenfalls, daß sie den guten Grafen heiratete, fast hätte er es zusammen mit Tante Rosa auch einmal fertig gebracht, alles schien aufs schönste abgemacht, der Freierrmann kam geritten, aber der Wildmoorprinzessin imponierte er immer noch nicht, und so sieht es denn jetzt auf dem Gute wieder einmal recht traurig aus, wenigstens für Tante Rosa, denn der alte Bruder begreift den Ernst der Sache nur halb, und die Wildmoorprinzessin scheint ihn gar nicht zu begreifen, sie weiß nur, daß sie den Grafen nicht heiraten mag. In diese Lage hinein trifft ein Brief aus Kopenhagen, wo ihr Bruder, der junge einstige Herr des Majorats, studirt und viel Geld verbraucht. Er lebt da mit einigen jungen Leuten, die eine ganz „moderne“ Kunst- und Litteraturzeitschrift herausgeben, den Faublas, den auch Fanny, die Wildmoorprinzessin, liest zum Entsetzen des Hauptmanns und der Tante. Aber er schadet ihr nichts, sie versteht ihn nur halb. J. B. „Bist du ganz sicher, Tante Rosa, daß ich nicht einstmals da drüben im Kloster Nonne gewesen bin? Es liegt stets etwas, was man nicht sieht, hinter dem, was man sieht, hinter dem See liegen die Nonnenhügel, und hinter den Nonnenhügeln liegt das Wildmoor. Dann kommt das Meer, und dahinter liegt wieder etwas, man kann bis ins Endlose zurückgehen — oder vorwärts —, es giebt niemals eine Grenze, die die letzte ist. Ist es dir nicht oft, als erinnerdest du dich eines gewissen Etwas, das du nie erlebt hast, das vor dem Gedanken flieht, das aber doch“ — „Unsinn!“ — „Nein, es ist kein Unsinn! Die größten Geister der Jetztzeit, Männer und Frauen, haben sich zur Theosophie bekannt, huldigen der Lehre von einer Präexistenz und“ — „Ich halt mich an Luthers kleinen Katechismus, darauf bin ich konfirmirt. Du aber solltest noch einmal konfirmirt werden und von vorn anfangen usw.“

Also der junge Baron schreibt, er komme einige Wochen in die Ferien, und da es gerade Sommer sei, wo alles aus der Stadt nach dem Lande verlange, so habe er seine Litteraten einmal einladen müssen. Also bringe er sie mit. Das fehlt nun gerade noch, meint Tante Rosa, und vielleicht machen solche junge Herren auch noch Ansprüche! Ach nein, tröstet Fanny. Der Bruder schreibt ja, es ist eigentlich eine ganz traurige Blase, und Fanny soll den Burschen ja nicht zu nahe kommen. Man müßte sich eigentlich auch

wundern, warum sich der junge Baron solchen Umgang aussucht. Aber sein Umgang ist das ja gar nicht, es gehört jetzt nur mit dazu, auch zur Litteratur ein Verhältnis zu haben, und die Litteratur ist nun einmal so beschaffen, wie sie ist, und will sich ordentlich fatteden. Doch wir wollen lieber Bruder und Schwester anhören über dieses ganze für Dänemark ja ebenso wie für Deutschland wichtige Kapitel. Also Bruder Fritz ist vorher eingetroffen, und die Freunde sollen nun bald nachkommen.

Nein, wie interessant das wird, und du glaubst wirklich, daß sie bei uns fürlieb nehmen werden?

Nichts lieber als das! Sie haben noch nie einen Landsitz gesehen und sind nur selten in anständiger Gesellschaft gewesen — darauf legen diese Art Leute Gewicht, denn das sind die allergrößten Streber!

Kommt Jean Moulin auch?

Marius Petersen? Ja, er ist ja der Chefredakteur des Faublas.

Ist er nicht momentan in Paris?

Der! Der ist nie in seinem Leben über die Grenzen von Dänemark hinausgewesen, ausgenommen einen Sonntag, wo er mit der Dampffähre nach Helsingborg gefahren ist! Aber deswegen kann er doch sehr wohl Korrespondenzen aus Paris schreiben!

Kommt der, der die kleinen Novellen schreibt und sich Don Rosario nennt, auch?

Ja der muß wohl kommen, denn das ist auch Marius Petersen.

Aber Marcel?

Im, der Symbolist, der Ärmste, der Verse von Leichen und Blumen und dergleichen schreibt, ja der kommt auch. Er heißt übrigens Fernando Villerup.

Wen erwartest du denn sonst noch?

Nikolai Jensen, den Dramatiker.

Ja den kenne ich, sein Bild war neulich im Faublas.

Ja ganz recht. Er hat einen so großen Vorschuß auf seinen werdenden Ruhm genommen, daß das Kapital längst verbraucht sein muß, wenn er überhaupt eins gehabt hat! Dann kommt der Maler Nielsen-Munkegaard — das ist so eine Art Genie-Nauhbein, und dann wahrscheinlich Peter Hals, der arme Schlucker!

Den Namen habe ich noch nie gehört.

Nein, das will ich gern glauben, denn er thut nur die gröbere Arbeit, das Scheuern und Fegen, das heißt, er liest Korrektur, besorgt Botengänge und schreibt — natürlich anonym — alles das, womit sich die andern nicht befassen mögen. Ja es ist, weiß Gott, eine nette Gesellschaft, aber man kann sie ja zur Thür hinauswerfen, wenn man ihrer überdrüssig ist — aus Hinauswerfen sind sie gewöhnt.

Psui, Fritz, wie kannst du nur so reden!

Die Herren vom Faublas kommen. Der Kutscher erzählt dem Stallburtschen, er habe sie draußen ums Dorf herumgefahren, sie hätten ihm nicht recht reputirlich ausgesehen, so als Besuch für seine Herrschaft. Die Schilderung dieser Gesellschaft, für die der halb blödsinnige Onkel der interessanteste Unterhalter ist, sodas sie seine simplen Worte impressionistisch verwerthen, deuten und notiren, ist wirklich geistreich. Aber ebenso lebendig wird uns ein andres

soziales Element geschildert, der Gegensatz von Stadt und Land. Davon wieder eine kleine Probe: „Pächter Kielsen sagte mitten in der entstandnen Pause mit lauter Stimme zu den Zunächststizenden: Eins steht fest, in Kopenhagen und in allen den andern Städten haben sie weder Felder, noch Kühe, und trotzdem leben sie, die Schweinehunde, da ist es doch ganz klar, daß wir sie füttern müssen! — eine Äußerung, die allgemeinen Beifall erregte und seitdem wie eine Art indirektes Programm für die Agrarier in der ganzen Gegend betrachtet wird.“

Die Erzählung wird nun in der Weise weiter geführt, daß nach vielen Zwischenfällen, dem Tode des jungen Barons, der im Duell mit einem der Litteraten fällt, dem Brand des Schlosses und der Beseitigung des Hypothekenbesitzers, eines boshaften Wucherers, die Wildmoorprinzess dem Ingenieur die Hand reicht und der Besitz infolge der Kultivierung des Wildmoors ganz erhalten bleibt. Das Ergebnis ist einigermaßen überraschend, aber es ist wohlgefugt und befriedigend, wie ohne Zweifel jeder Leser finden wird. Wir wüßten auch nichts anzugeben, was wir hätten anders haben mögen, so angenehm gestimmt haben wir das Buch aus der Hand gelegt. Anziehend durch seinen Heimatscharakter, beschäftigt der Roman in gleicherweise als Dichtung unsere Phantasie, wie er als Erzählung von einem bestimmten Inhalt unsere Teilnahme erweckt und unser Gemüt befriedigt. Endlich kann man — was keineswegs auf alle sonst gute derartige Bücher zutrifft — oft herzlich lachen und ebenso oft sich an einem noch tiefer liegenden Humor erfreuen, bei dem man nicht mehr zu lachen pflegt. Alles das zusammen in demselben Buche ist viel wert, und da die Übersetzerin ihre Sache sehr gut gemacht hat, so können wir uns daran freuen, wie an einem deutschen.



## Die Psychologie der Kinderstube



endlich nachmittags, als zur Vesperzeit der singende Theekessel ins Familienzimmer hereingetragen war, brannte sich daran das Süngste des Hauses in seinem Vorwitz. Tags darauf, als der Kessel wiederkam, umkreiste ihn der kleine Wicht in weitem Bogen und rief dazu: Heiß, heiß! Die Magd lachte, die Mutter fand das „viel“ von ihrem Liebling, und der Vater, der aus seiner Zeitungslektüre heraus für die Bewunderung des Vorgangs gewonnen werden sollte, sagte zuletzt: „Sehr geistreich,“ was aber ironisch gemeint war. Er hatte